

Werk

Titel: Auf neuen Wegen durch Ruanda und Urundi (Ost-Afrika)

Autor: Meyer, Hans

Ort: Berlin

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1912 | LOG_0032

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

La Plata, wo ich namentlich das wegen seiner Pampafossilien so interessante Museum besichtigte.

Meine Heimreise trat ich am 19. Oktober von Buenos Aires aus an. Außer einer Fülle von Beobachtungen, die ich demnächst noch eingehend zu verarbeiten gedenke, brachte ich auch eine reiche Sammlung von Bildern mit.

Auf neuen Wegen durch Ruanda und Urundi (Ost-Afrika).

Von Hans Meyer.*

Die Reise, über die ich heute zu berichten die Ehre habe, ist meine fünfte Reise in Ost-Afrika. Vor fast 25 Jahren, im Juni 1887, als Karl Peters seine ersten Stationen gegründet hatte, bereiste ich zum erstenmal die küstennahen Gebiete und den Kilimandjaro; und 1888, 1889 und 1898 folgten drei weitere Expeditionen, die alle hauptsächlich den Kilimandjaro und seine benachbarten kleineren Bergländer zum Ziele hatten. Wenn ich nun im Mai 1911 nach 13-jähriger Pause mich nochmals nach Ost-Afrika aufmachte, so bewog mich vor allem der Wunsch, eine Reihe von geographischen Lücken in der Kenntnis unseres Koloniallandes auszufüllen, die mir in langjähriger wissenschaftlicher Beschäftigung mit unseren Schutzgebieten aufgefallen waren, und dabei auch zu sehen, wie sich unsere größte Kolonie in dem verflossenen Jahrzehnt entwickelt hat. Diese Wünsche ließen sich am ausgiebigsten im Norden und im Zentrum Ost-Afrikas befriedigen, wo im sogenannten Zwischenseengebiet, namentlich in Ihángiro, in Ruanda und Urundi, eine ganze Reihe interessanter Probleme der Seenforschung, des Vulkanismus, des Gebirgsbaues u. s. w. der Lösung harren. Zudem werden diese landschaftlich schönen Hochländer von einem sehr interessanten Völkergemisch bewohnt, den alteingesessenen, ackerbauenden Bantu-Stämmen der W a h u t u, den auffallend hochgewachsenen hamitischen W a t u s s i, die das Land erobert haben und die Bantu-Bevölkerung beherrschen; und neben diesen hamitischen Riesen steht die kleinwüchsige, oft zwerghafte Urbevölkerung der B a t u a, die in versprengten Stammes-splittern im Lande verstreut sind und größtenteils in den Urwäldern hausen.

Meine ganze Karawane einschließlich mehrerer mir vom Gouvernement mitgegebener Askaris (eingeborener Soldaten) belief sich auf 130 Mann. Behufs größerer Arbeitsteilung in der wissenschaftlichen und praktischen Arbeit hatte ich zwei deutsche Herren engagiert: Herrn Oberleutnant Tiller,

*) Vortrag, gehalten in der Allgemeinen Sitzung am 3. Februar 1912.

der früher der Schutztruppe angehörte, reiche Erfahrung in Ost-Afrika gesammelt hatte und am orientalischen Seminar in photogrammetrischen Aufnahmen sich ausgebildet hatte, als Topograph und als Chef des Karawanenbetriebs, und Herrn Dr. med. et phil. H o u y, der zugleich Mediziner und ausgezeichneter Zoologe ist; er widmete sich außer der ärztlichen Tätigkeit hauptsächlich dem Sammeln und sehr sorgfältigen Präparieren zoologischer Objekte. Ich selbst hatte mir die allgemeinen landeskundlichen und wirtschaftlichen Beobachtungen sowie die geologischen, botanischen und andere Sammlungen vorbehalten. In die photographischen Aufnahmen haben wir drei uns geteilt. Von den die Beobachtungen ergänzenden Aufnahmen habe ich weitaus die meisten mit einem kleinen Stereoskopapparat von Richard aufgenommen; mehrere andere sind von Herrn Oberleutnant Tiller mit einer 13×18 - und von Dr. Houy mit einer 9×12 -Kamera gemacht. Einige wenige stammen von anderen Reisenden, wie Herrn Zoologen Grauer, Hauptmann Kraut, Geologen Kirschstein. Das sehr umfangreiche Material an Beobachtungen, Aufnahmen und Sammlungen ist glücklich ohne viel Schaden eingetroffen und wird nun von Fachmännern bearbeitet. —

Mitte Juni waren wir mit der Uganda-Bahn auf dem Viktoria-See angekommen und von Port Florence in siebentägiger Fahrt an den östlichen Inseln vorbei nach Muansa und dann nach Bukoba gedampft. Von dort ging es schon am 28. Juni mit der Karawane fort nach Westen. Mein nächstes Ziel war der noch sehr wenig bekannte Burigi-See — so heißt er, nicht Urigi — im Süden der Landschaft Ihángiro, den erst zwei wissenschaftliche Reisende vor vielen Jahren, Speke und später Stanley, besucht hatten. Wir nahmen den Weg dorthin am wohlbekannten Ikimba-See vorbei. Als wir uns diesem näherten, sah ich, daß dieser See und die ganze Landschaft Ihángiro in einer langen, breiten Senke liegen, die östlich und westlich von hohen Wänden begrenzt wird, die fast überall in gleicher Höhe fortlaufen und sich nach Süden in unabsehbare Fernen verlieren; das Ganze ist wahrscheinlich ein etwa 30 km breiter Grabenbruch, von dem bisher auf den Karten nichts zu sehen gewesen war. Fünf Tage wanderten wir vom Ikimba-See auf Wildpfaden durch die gänzlich unbewohnte, hügelige Buschwildnis von Ihángiro. Wasser gab es nur in wenigen vereinzelt kleinen, trüben Tümpeln, wo es von der Regenzeit her stehen geblieben war und nun zahlreichen Antilopen, Zebras und Nashörnern zum Saufen und Baden diente. Es sah aus wie Spülicht von Milchkakao; aber da wir hier wie auf der ganzen Reise niemals rohes Wasser tranken, sondern es immer abkochten, schadete es nichts.

Im Süden der Senke von Ihángiro kamen wir endlich an den etwa

35 km langen Burigi-See; auch er ist nur von offener Baumgrassteppe umgeben. Erst dicht am Wasser fanden wir einen schmalen Saum von Papyrus und Röhricht mit einer reichen Vogelwelt. Im Wasser grunzten zahlreiche Nilpferde, aber Krokodile fehlen ganz, wohl weil diese die Be-

Abbild. 4.



Reiseroute Prof. Hans Meyer's durch Ruanda und Urundi 1911.

sonnung liebenden Tiere nirgends offenen, sandigen Strand zum Lagern finden. In der nächsten Umgebung des Sees haben sich einige kleine Dörfchen angesiedelt, deren ärmliche Bewohner nur wenig Feldbau und noch weniger Fischfang treiben. Meine Karawane hätte verhungern können, wenn wir nicht auf Befehl des Großhäuptlings Kahigi, dem das ganze Land

bis hinüber an die Ruanda-Grenze untersteht, Zufuhr von Karagwe bekommen hätten.

Herr Tiller hat den See kartographisch aufgenommen, und ich habe in mehreren mit Einbäumen ausgeführten Fahrten seine Tiefe ausgemessen. Ich fand ihn nirgends tiefer als 4,20 m; er ist also ein ganz flaches Becken. Die Wasserzufuhr aus der nahen und weiteren Umgebung ist so gering, daß sich der See davon nicht erhalten kann. Das Rätsel löste sich auf der Nordwestseite des Wasserbeckens, wo in geringer Entfernung der Muischa-Fluß vorüberfließt und durch eine seichte breite, papyrusbewachsene Hügellücke mit dem See in Verbindung steht. Der See ist einfach ein in die benachbarte Bodensenke eingedrungenes Hinterwasser des Muischa.

Solche Überschwemmungsseen oder Einlaufseen haben wir auf der Reise noch mehrere gefunden, z. B. Ikimba, Rugascha, Kihonda, Mugessera u. s. w. Eine wirtschaftliche Bedeutung wird der Burigi-See in seiner trostlosen Umgebung schwerlich einmal gewinnen.

Vom Süzipfel des Burigi-Sees ging es westwärts mühsam hinauf auf das Karagwe-Plateau und über dieses, das hier ebenfalls sehr wasserarm und äußerst dünn bewohnt ist, am kleinen Rugascha-See vorbei zur Übergangsstelle über den Kagera-Strom beim Dörfchen Migera. Diese Route über die sogenannte Migera-Fähre wird außerordentlich selten begangen, weil es weiter im Norden und im Süden bequemere und kürzere Übergänge über den Kagera gibt. Ich hatte sie gewählt, weil sie uns westwärts in noch unbekanntes Land von Ost-Ruanda führte.

Den Kagera, diesen Hauptzufluß des Victoria-Sees, fand ich ganz anders, als ich ihn mir nach den Karten und den bisherigen Schilderungen vorgestellt hatte. Denken Sie sich ein ziemlich steilwandiges Stromtal wie das des untern Rheins, aber durchschnittlich zehnmal so breit und die seitlichen Berghänge 5—6 mal so hoch; die ganze weite Talsohle aber bis an den Fuß der beiderseitigen Steilwände von Wasser ausgefüllt, das von lauter Papyrus bedeckt ist. Durch diese grüne Papyrusdecke schlängelt sich ein relativ schmaler, offener Stromlauf in unzähligen Windungen nach Norden. Wenn man vor diesem mächtigen, von Wasser und Sumpf erfüllten Tale steht, begreift man, daß es eine scharfe Scheide für die Verbreitung von Pflanzen, Tieren und Menschen ist; auch eine politische Grenze von bester Beschaffenheit, denn drüben im Westen beginnt das so lange verschlossen gebliebene und auch heute noch nicht unter koloniale Verwaltung genommene, sondern nur von einem kaiserlichen Residenten beeinflusste, streng monarchische Reich Ruanda.

Nach langem, schwierigem Übersetzen der großen Karawane in

kleinen Einbäumen über den Kagera ging es drüben steil hinauf zum 300 m höheren Plateaurand von Ost-Ruanda. Führer hatte mir freundlichst der Resident Ruandas, der rühmlich bekannte Nilforscher Dr. Kandt, geschickt. Oben öffnete sich der Ausblick auf eine *terra incognita*, ein großes Plateauland mit vorwiegend horizontalen Profilinien. Aus der Plateaumasse, die wie die östlicheren durchwanderten Gebiete aus Tonschiefern und Quarziten aufgebaut ist, hat die Erosion weite Täler mit mäßigen Abhängen herausgeschnitten, so daß lauter lange und breite Plateaurücken entstehen, die mit der vorherrschenden Streichrichtung der Gesteinsschichten meist von Süden nach Norden ziehen. Alles ist mit Gras bewachsen, Büsche und Bäume sind Seltenheiten, und auf den flachen Hügelrücken liegen zerstreut die von Baumeuphorbien umzäunten Gehöfte der alteingesessenen Bantu-Bevölkerung, der Wahutu und ihrer später eingewanderten hamitischen Herren, der Watussi. An die Gehöfte schließen sich die sehr sauber gehaltenen Felder von Sorghumhirse, Bananen, Bataten, Bohnen u. s. w. in oft weiter Ausdehnung an. Auf den grasigen Hängen weiden zahlreiche Herden der imposanten großhörnigen Rinder, die von den Watussi-Eroberern aus ihrer nördlichen Urheimat mitgebracht worden sind, und kleine Herden von Ziegen und Schafen.

Unsere Marschrichtung ging direkt nach Westen durch den weißen Fleck der Karte, den wir möglichst ausfüllen wollten. Da gab es gleich zu Anfang eine überraschende Entdeckung: am dritten Tag sahen wir von hohem Bergesrand plötzlich zu unseren Füßen einen kolossalen, an 400 m tiefen Gebirgskessel in steilen Abstürzen sich auftun und in seinem Grund, wohl 20 km breit, einen vielarmigen graublauen See schimmern; Kihande, Kihonda oder Kihonga nannten ihn die Eingeborenen. Im Nordosten öffnen sich die den riesigen Kessel, den ich nach seiner ganzen Gestalt für einen tektonischen Kesselbruch halte, umringenden Bergwände zu dem breiten Tal des Kagera, von wo dem See der größte Teil seines Wassers zuströmt. Auch er ist also ein Hinterwasser des Kagera. Den See umgeben ringsum nur leichte Baumgrassteppe und graugelbe Grasflächen; nur am Ufersaum wohnen wenige Eingeborene. Näheres Eingehen verbietet mit heute die beschränkte Zeit.

Nachdem Herr Oberleutnant Tiller eine Peiltischaufnahme des Kihonda-Sees gemacht hatte, zogen wir weiter nach Westen durch unbekanntes Land. Langsam senkt sich das große, von breiten Tälern zerschnittene Plateau Ost-Ruandas nach Westen ab. Je weiter nach Westen, desto fruchtbarer und desto dichter besiedelt ist das Land, da anstelle der harten, sterilen Quarzite, die im Osten die Oberfläche oft in wirren Trümmern bedecken, leichter verwitternde Schichten von Tonschiefer treten. Von

den Rücken der langen, oben flachen Hügelzüge aus überschaut man das immer nur grasige Land viele Meilen weit. Da aber die Zeit der alljährlichen Grasbrände begonnen hatte, wo die dünnen Grashänge abgebrannt werden, um dem Vieh frische Weide zu schaffen, so sah man nun allerwärts hellgrauen Rauch aufsteigen und schwarzverkohlte Brandflächen das vorherrschende Gelbgrau der Landschaft unterbrechen. Der Horizont aber war überall eingetaucht in bläulichen Dunst wie in Höhenrauch einer spätsommerlichen deutschen Landschaft. So blieb die feine Luftstimmung während unserer ganzen Ruanda-Reise; freilich für unsere topographischen Arbeiten oft ein empfindliches Hindernis.

Das Verhalten der Eingeborenen in diesem Landstrich war sehr reserviert, aber durchaus friedlich. Die allerwärts herrschende musterhafte Ordnung verriet die straffe, von den Watussi-Herren ausgeübte Zucht und Disziplin. Während die große Menge der Wahutu auf ihren Feldern oder bei ihren Hütten arbeiteten, standen die langen, bis 2 m hohen Watussi nichtstuend in Gruppen am Weg, ruhig auf ihre Speere gelehnt, und blickten gelassen auf die vorüberziehende Karawane herab, als sei ihnen dies ein alltägliches Schauspiel. Sobald aber mittags unser Lager aufgeschlagen war, erschien regelmäßig der Mtuale dieser Landschaft, also der Lehnsmann des Königs, mit einem kleinen Watussi-Gefolge und mit einer langen Kolonne von Wahutu, die mit Nahrungsmitteln für unsere Karawane beladen waren. Nur von den Watussiweibern bekamen wir nie etwas zu sehen. Während die Frauen und Mädchen der Wahutu unbekümmert um die Fremden ihrer Arbeit nachgehen, verbergen die Watussi ihre Weiber sorgsam in ihren Gehöften. Die wenigen Europäer, die einmal Watussiweiber gesehen haben, schildern sie als schöne Erscheinungen von hohem, ebenmäßigen Körperbau und fein geschnittenen Gesichtszügen. Da die Watussiweiber nichts mit der Feldarbeit und der Viehzucht zu tun haben, widmen sie sich ausschließlich häuslichen Arbeiten und entwickeln da namentlich in kunstgewerblichen Techniken, wie in Flechtarbeiten, große Fertigkeit und viel Geschmack.

Interessant war es übrigens, wie schnell sich die Nachricht von unserem Kommen über das Land verbreitete. Über die breiten Täler weg werden in ganz Ruanda alle Mitteilungen und Unterhaltungen von Höhe zu Höhe gerufen. Den ganzen Tag hört man die langgedehnten Rufe durch das Land erschallen. Es sind außer dem Sausen des hier permanenten Ostwindes und dem gelegentlichen Blöken der Rinder die einzigen lauten Töne, die die allgemeine Stille unterbrechen.

Im Norden des Mugessera-Sees, bei der kleinen evangelischen Missionsstation Dsinga, kamen wir in bekanntere Regionen und ebenso weiterhin am Südende des Mohasi-Sees vorbei bis nach Kigali, dem Sitz des

kaiserlichen Residenten Dr. Kandt. Die Station Kigali sieht mit ihren neuen, von Dr. Kandt errichteten Gebäuden wie ein schmucker großer Gutshof aus. Außerhalb der Station liegen die Häuschen der wenigen europäischen und indischen Händler, die die Erlaubnis bekommen haben, in Ruanda Handel zu treiben; es sind ihrer kaum zwei Dutzend. Die drei Tage unseres Aufenthaltes vergingen schnell mit Packen und Verschicken unserer bisher angelegten Sammlungen. Dann ging es, von Dr. Kandts gründlicher Landeskenntnis gut beraten, weiter nach Nordwesten, nach dem interessanten Gebiet der Virunga-Vulkane im äußersten Nordwesten unserer Kolonie.

Aus dem niedrigeren, 1400—1600 m hohen Ost-Ruanda stiegen wir nun von Kigali in das höhere Nordwest-Ruanda hinauf, das in einer langen, von Kigali nach Norden ziehenden Gebirgsmauer sich über Ost-Ruanda erhebt. Auch diese Route war bis zum Luhondo-See am Ostende der Vulkanreihe nur teilweise kartographisch aufgenommen. In der großen vortrefflichen Karte des Herrn Hauptmann Dr. Weiß waren hier einige lange Lücken auszufüllen.

Dieser nördliche Teil des alten Tonschieferplateaus ist durch die Bäche und Flüsse viel tiefer und mannigfaltiger zerschnitten als das niedrigere Südost-Ruanda. Oft haben die Abhänge der herausgeschnittenen Berg Rücken geradezu alpine Steilheit. Oben auf den Höhen ist es bei dem dort stetig wehenden frischen Ostwind wundervoll kühl, aber in den tiefen windstillen Tälern brütet eine dumpfe Hitze, und das ewige Auf und Ab um 200—300 m Höhenunterschied ermüdet namentlich die tüchtig beladenen Karawanenträger in hohem Grad. Subalpin ist auf den Höhen die europäisch anmutende Flora von Wegerich, Fingerhut, Salbei, Clematis u. s. w., die neben echtafrikanischen Schaftlobelien, Strauchsenecien, Helichrysen die über 2000 m hohen Kuppen und Pässe schmücken. Im übrigen ist auch dieses Bergland Grasland wie das ganze übrige Ruanda. Nur in den Tälern der überall träge und trübe sich hinschlängelnden Fließchen füllt Papyrusumpf und Schilfrohr die Talböden aus, falls sie nicht durch künstliche Gräben drainiert und mit Batatenfeldern bestellt sind. Leider gibt es in diesen Sumpftälern Moskitos (*Anopheles*), die die Malaria übertragen, bis zu 1600 und 1800 m Höhe. Die Karawane hatte oft darunter zu leiden. Die Menschen wohnen auch hier, wie in Ost-Ruanda, stets auf den langen, breiten Bergrücken in lauter einzelnen umzäunten Höfen, und so stark ist hier die Bevölkerung, so reich der Anbau, daß man auf den breiten, plateauförmigen Bergrücken stundenlang nur zwischen Feldern dahinwandert und die Berghänge bis weit zu den tiefen Tälern hinab trotz der großen Steilheit des Terrains mit Tausenden und Abertausenden von zusammenhängenden Terrassen-

feldern (Bohnen, Bataten, wenig Bananen, Erbsen, Sorghum) bedeckt sind.

Je mehr wir uns dem Vulkangebiet im Norden näherten, desto scheuer wurde jedoch die Bevölkerung. Sie ist dort bereits stark mit Volkselementen aus der benachbarten belgischen Kongo-Kolonie gemischt und gegen den Ruandakönig wie gegen das deutsche Gouvernement oft aufsässig. Überfall und Totschlag ist unter den einzelnen Stammesgruppen an der Tagesordnung, und erst vor 1 Jahr hatten sie einen Missionar der deutschen Missionsstation Ruasa ermordet und waren dafür von unserer Schutztruppe gezüchtigt worden. Da auch wir mit Soldaten ankamen, flohen sie zumeist, so daß unsere Verpflegung schwierig war. Einen Tag bevor wir die Missionsstation Ruasa am Luhondo-See erreichten, öffnete sich uns zum erstenmal der Ausblick auf die mächtige Reihe vulkanischer Riesenkegel im Norden. Schon vorher hatten wir von hohen Kuppen unserer Route aus einen Schimmer der fernen großen Vulkanberge gehabt, aber hier standen sie nun im feinen Morgendunst uns gegenüber aufgereiht vom Muhawura im Osten bis zum gewaltigen Karissimbi im Westen, auf dessen Spitze Schnee blinkte: eins der großartigsten Bergpanoramen der Welt.

Nach einem von der katholischen Missionsstation Ruasa aus ostwärts ausgeführten Abstecher zum Luhondo-See, der durch die jungen Vulkane im Norden abgedämmt ist und nun seine Gewässer in schönen Kaskaden westwärts entsendet, traten wir in das Vulkangebiet selbst ein. Ein paar Stunden von Ruasa entfernt sieht man plötzlich die Tonschieferberge Ruandas in einer langen Ost-Westlinie steil nach Norden abfallen und betritt unten die weite Lavaebene von Mgahunga, auf der sich die drei großen östlichen Virunga-Vulkane, der Muhawura, Mgahinga und Sabinjo bis zu 4200 m Höhe erheben: drei prachtvolle Kegelberge, von denen aber keiner mehr aktiv ist. Die Lavaebene und die Abhänge der Vulkane sind bis zu etwa 2000 m hinauf von zahlreichen Siedelungen der Eingeborenen und von üppig wachsenden Pflanzungen von Bananen, Bohnen, Bataten, Erbsen übersät. Auch an den meisten der westlichen Vulkanberge sahen wir beim Weitermarsch der nächsten Tage das reiche Kulturland bis zu ca. 2000 m hinaufziehen, wo die Region der Bambus- und Urbuschwälder beginnt.

Ich kann mich über unsere Bereisung des Vulkangebietes kurz fassen, da es vor vier Jahren von der Expedition Sr. Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg gründlich erforscht und dann vortrefflich geschildert worden ist. Alle Mitteilungen über unsere mannigfachen neuen Beobachtungen werde ich später an der Hand unseres Sammlungsmaterials publizieren. Heute nur einige wenige Reisenotizen.

Die Vulkane sind aus dem großen ostwestlichen tektonischen Einbruch herausgewachsen, der die Tonschiefer-Plateauberge Ruandas im Norden abschließt, und ziehen sich in ihm bis zum Kiwu-See hinüber, wo der Ost-Westbruch in den Großen Zentralafrikanischen Grabenbruch übergeht, der unser Schutzgebiet im Westen begrenzt und in seinen Tiefen den Kiwu-See und den Tanganjika-See birgt. Bekanntlich sind die Virunga-Vulkane in drei Gruppen von je drei großen Kegelbergen angeordnet, von denen der Karissimbi mit etwas über 4500 m der höchste ist, aber nur noch zwei, der Niragongo und der Nam-lagira, tätige Vulkane sind.

Der 3400 m hohe Niragongo war vor vier Jahren, als ihn der Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg mit seinen Begleitern bestieg, und auch vor zwei Jahren, noch in Ruhe. Jetzt sahen wir, so oft er aus seinem Wolkenmantel heraustrat, hinter seinem breitabgestuften Ober-rand eine riesige weiße Dampfwolke emporquellen und hörten ihn öfters dumpf dröhnen. Wir bestiegen ihn am 10. und 11. August von Süden aus, begleitet von drei Negern meiner Karawane. Die Besteigung ist für geübte Bergsteiger keine besondere Leistung, obwohl schon mancher an dem oberen steilen Schlackenkegel wieder umkehren mußte; aber sie ist erschwert durch die absolute Wasserlosigkeit des Berges und seiner Umgebung im Umkreis von zwei Tagen. Keine Quelle, kein Bach ist in der Trockenzeit zu finden. Wir mußten also für uns und unsere Trägerkarawane noch eine besondere Wasserkarawane mitnehmen. Vom eigentlichen Bergfuß zum Gipfel stiegen wir zwei Tage, größtenteils auf tief zertretenen Elefanten- und Büffelpfaden. Erst haben wir bis etwa 2500 m dichten Urbuschwald mit wildem Gewirr von 5—10 m hohen Sträuchern und Stauden und nur wenigen hohen Bäumen zu durchqueren, dann eine Region von afrikanischem Knieholz verschiedener Arten, und von etwa 2800 m an eine alpine Zone mit niedrigem Hypericum, buschförmigen Senecien, Ericaceen, Immortellen u. s. w. Die obersten 150 m des sehr steilen Kegels tragen auf der jungen stahlharten Schlackenlava nur kleine Gräser, Flechten, Moose und dergleichen. Endlich oben angelangt, standen wir vor dem jähem Abgrund des durch Dämpfe und wehende Nebel umschleierten Kraters. Plötzlich riß der Schleier, und wir blickten 200 m hinab in den kolossalen kreisrunden Kraterzirkus, auf dessen ebenem Boden zwei mächtige runde Eruptionslöcher ausgesprengt sind; sie haben (nach Weiß) 340 und 460 m Durchmesser, der ganze Kraterzirkus aber 1250 m. Nun sahen wir aus dem südlichen der beiden großen Eruptionsschlöte eine bläulich-weiße Dampf-wolke aufsteigen, die bald schwächer, bald stärker emporquoll, aber ohne Unterbrechung und ohne explosive Detonationen, sondern nur mit zeitweiligem dumpfen

Brausen. Größtenteils wird es Wasserdampf sein, und reiner weißer Wasserdampf steigt auch aus vielen Rissen und Spalten des ebenen Kraterbodens auf. Ob diese neue Tätigkeit des Vulkanes allmählich wieder in Aschen- und Lavaausbrüche übergehen wird, ist natürlich nicht vorauszusagen, aber es ist nicht unwahrscheinlich, da der Vulkan noch zu jung ist, um in dauerndes Solfatarenstadium einzutreten.

Unter starken Nebeln und Gewitterregen hatte unsere Besteigung des höchsten der Virunga-Vulkane, des 4500 m hohen Karissimbi, zu leiden. Der Berg ist zuerst von dem um die Landeskunde jener Gebiete verdienten Pater Barthélémy, dann von den Herren Mildbraed, Schubotz und Kirschstein von der Expedition Sr. Hoh. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg bestiegen worden. Wir drei Europäer waren von zwei Negern aus meiner Karawane begleitet, die tapfer bis zum Gipfel mitkletterten.

Wir bestiegen den Berg am 2. und 3. August vom Südwesthang aus, wo der Bambusurwald, der den Berg in mittlerer Höhe umgürtet, auf Elefantenpfaden passierbar ist. Überall liefen im Bambusdickicht sowie im oberen Urwald die Fährten von Elefanten und Büffeln kreuz und quer. Elefanten ließen sich mehrmals hören, aber nicht sehen. Noch scheuer ist das dritte große Wild dieser Berge, die Menschenaffen. Auf mehreren Vulkanen sind von Eingeborenen und von Europäern riesige Schimpansen und Tschegos erlegt worden, Gorillas aber bisher nur zwei Exemplare auf dem Sabinjo von Herrn Oberleutnant Stemmermann, die ich selbst gesehen habe.

In etwa 3500 m Höhe schlugen wir unsere Zelte am Oberrand des Urwaldes auf. Infolge mehrerer nächtlicher Gewittergüsse war am nächsten Morgen alles triefnaß, als wir durch üppiges Dickicht von 5—8 m hohen Baumsenecien und Schaftlobelien zum Fuß des sehr steilen Hauptkegels emporkletterten, wo mannshohes Polster von graugrüner Alchemilla, aus dem viele Senecien und Lobelien mit ihren großen Blätterbüscheln herausragen, den ganzen Berg bedeckt. Da wir oft bis über die Knie in dieses mächtige Pflanzenpolster einsanken und sich die Alchemillarakten wie Schlingen hindernd um die Füße legten, war der Aufstieg sehr anstrengend. Die Vegetationsdecke zieht sich bis etwa 150 m unter dem Gipfel hinauf. 5½ Stunden dauerte unser Aufstieg vom Lager in ca. 3500 m Höhe bis zum Gipfel, der eine etwa 80 m breite steinige Ebene ohne einen Krater darstellt.

Auf dem Gipfel wehte kräftiger Ostwind bei + 2° Temperatur, und kurze Zeit genossen wir freie Aussicht auf die benachbarten Bergriesen und in die beiden großen Seitenkrater am Süd- und Südostfuß des Hauptkegels. Dann aber drang von allen Seiten dichter Nebel herauf, und

dumpfer Donner trieb uns zum Rückzug. Aber noch in der oberen Senecienregion bei 4100 m prasselte ein Gewitter mit Hagel und Schnee auf uns nieder. Als das Unwetter vorüber war, strahlte der Berg oben, wo ihn keine Vegetation deckt, in blankem Schneemantel, und der Hagel hatte sich bis unten ins Lager bei 3500 m erstreckt, so daß ich nach der Rückkehr ein fröhliches äquatoriales Schneeballgefecht mit meinen Schwarzen inszenieren konnte. Daß Schneestürme in diesen Hochregionen verhängnisvoll werden können, hat der Geologe der Expedition S. H. des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, Herr Kirschstein, erleben müssen, dem bei einem Schneesturm auf dem Karissimbi 20 Mann seiner Karawane erfroren sind.

Von eiszeitlichen Spuren, wie ich sie zuerst auf dem Kilimandjaro, spätere Forscher auf dem Kenia und dem Ruwensori gefunden haben, habe ich auf dem Karissimbi nichts gesehen. Das ist nicht zu verwundern, da der Karissimbi für die eiszeitliche Firnlinie der Äquatorialzone (ca. 4500 m) nicht hoch genug ist.

Aus dem westlichen Vulkangebiet stiegen wir zum Kiwusee nach Kissenji ab, wo wir freundliche Aufnahme durch den Kommandanten, Herrn Hauptmann Kraut, fanden

Kissenji ist unsere Militärstation am Nordostrand des Kiwu-Sees, also in der fernsten Ecke unseres Schutzgebietes. Eine gute Stunde nördlich davon liegt die belgische Grenzstation Ngoma. Zwischen beiden hindurch läuft jetzt die neue deutsch-belgische Grenze zum Mikeno-Vulkan und dann über die Gipfel der ganzen Vulkanreihe entlang bis zur englischen Grenze. Im See selbst haben wir ja durch die neue Grenzziehung leider die prachtvolle, dicht besiedelte Waldinsel Idschwi verloren, aber der sichere Anteil, den wir nun am See und am Vulkangebiet haben, ist wertvoll genug, um uns über den Verlust von Idschwi einigermaßen zu trösten. Am See ist unser Küstenplatz Kissenji weitaus der beste Hafen, der einzige mit bequemer Landungsmöglichkeit auf sandigem Strand. Überall sonst hat der See steile Ufer von Schieferbergen oder von Lavaströmen. Ein sehr auffallender Zug im Landschaftsbild ist es, daß das ganze felsige Ufer rings um den See und an allen Inseln dicht über der Wasserfläche von einem blendend weißen Streifen frischer Kalkablagerungen umsäumt ist. Das Wasser ist, wohl infolge von kalkführenden Quellen des Seebodens, so stark kalkhaltig, daß bei einer Fahrt über den See die spritzenden Tropfen meine Brillengläser mit einer feinen Kalkkruste überzogen, die nur mit Salzsäure entfernt werden konnte. Das Tierleben des Sees ist außerordentlich arm, was, wie manche andere Erscheinungen, für ein sehr jugendliches Alter dieses Wasserbeckens spricht. Bemerkenswert ist auch, daß die Abhänge zum See an vielen Stellen in eine ausgeprägte

Strandterrasse absetzen. Der Spiegel des Sees ist stark im Fallen, wie auch der des Viktoria-Sees und des Nyassa-Sees. Letzterer fällt so beträchtlich, daß er seit einiger Zeit gar keinen Abfluß mehr zum Schire hat, was die Schifffahrt total lähmt.

Mit rund 100 km Länge und etwa 70 km Breite ist der Kiwu-See so groß, daß man die gegenüberliegende hohe gebirgige Küste nur bei klarem Wetter erkennen kann. Er hat etwas mehr als die doppelte Größe des Bodensees. Der See liegt, wie erwähnt, in einem durch die jungen Virunga-Vulkane im Norden abgedämmten Stück der Großen Zentralafrikanischen Grabensenke, aber von Kissenji aus hat man nicht den unmittelbaren Eindruck, daß der See in einem großen Grabenbruch liegt, wie man weiter nördlich und südlich deutlich sehen kann. Landschaftlich ist der Kiwu-See mit seinen schöngeschwungenen Berglinien, seinem herrlich milden Klima, seinen vielen fjordartigen Buchten, seinen waldigen Inseln und seinen fleißigen ackerbauenden Anwohnern eins der schönsten Wasserbecken in ganz Zentral-Afrika. Nur schade, daß er so fern von allen Verkehrsverbindungen liegt. Wirtschaftlich hat er deshalb für unsere Kolonie noch sehr geringe Bedeutung, und diese wird noch vermindert durch die wirtschaftspolitischen Schikanen der benachbarten belgischen Kongo-Kolonie gegen unser Schutzgebiet, auf die ich nachher zu sprechen komme. Erst wenn die ostafrikanische Zentralbahn den Tanganjika-See erreicht haben wird, wird auch der Kiwu-See von Süden her durch das Russissi-Tal leichter zugänglich sein. Jetzt gibt es noch nicht ein einziges seefestes Fahrzeug auf dem oft sehr stürmischen Kiwu-See, sondern nur Einbäume der Eingeborenen, die bei jeder starken Brise Schutz in der nächsten Bucht suchen müssen und eine Fahrt über den See immer zu einem riskanten Unternehmen machen.

Nach mehrtägigen Einbaumfahrten auf dem See, die mich nach der deutschen reizenden Waldinsel Mugarura, meine beiden Herren Mitarbeiter nach der großen belgischen Insel Idschwi führten, traten wir von der Mecklenburg-Bucht auf der Ostseite des Sees den Marsch nach der südöstlich gelegenen Residenz Niansa des Ruandakönigs Juhi Msinga an. Die ersten zwei Tage ging es in steilen Auf- und Abstiegen über das von tiefen Tälern zerschnittene westliche Grenzgebirge Ruandas, den hohen Ostrand des Großen Zentralafrikanischen Grabens hinweg. Das ganze Gebirge ist hier von den Eingeborenen abgeholzt; alle Höhen sind mit Gras und Farngestrüpp bewachsen, und in den kleinen Hochtälern haben sich einzelne Wahutu mit Erbsen- und Batatenfeldern angesiedelt. Da es infolge der von den Eingeborenen schonungslos durchgeführten Waldverwüstung hier auch keine Waldtiere und -flora mehr gibt, lassen sich auch die interessanten Beobachtungen über die durch

dieses lange, bis 2800 m hohe Randgebirge gezogene Grenze zwischen ost- und westafrikanischen Tier- und Pflanzenformen, die wir weiter nördlich und südlich beobachtet haben, nicht ergänzen. Geologisch ist das Gebirge wie das übrige Ruanda hauptsächlich aus Tonschiefern und Quarziten aufgebaut, die aber hier sehr steil aufgerichtet sind. Darin findet sich stellenweise reiches Roteisenerz, das von den Eingeborenen in kleinen Schmelzöfen verhüttet und dann zu Waffen und Geräten ausgeschmiedet wird.

Eine Tagereise östlich vom Randgebirge hatten wir den Nj a w a - r o n g o , den westlichsten Nil-Zufluß Ruandas, zu durchschreiten, der sich dort zwischen grasigen Hügeln durch ein breites Tal windet. Am Übergang ist der 20 m breite Fluß in der Trockenzeit kaum 1 m tief, so daß die Karawanen die Furt bequem passieren können. Sein trübes, braunes Wasser strömt schnell dahin. Langsam flachen sich nun die Bergformen nach Osten hin aus.

Stundenlang, ehe man nach Niansa selbst kommt, erkennt man schon die Hügel der Königsresidenz und der Gehöfte seiner Groß-Watualen, d. h. der hohen Beamten, an den aufragenden Baumgruppen, die sonst so selten in Ruanda sind. Die Menge des herumstehenden Volkes wird immer dichter, die Länge der uns begrüßenden Watussi immer imposanter, und kaum haben wir gegenüber dem Königshügel unser Lager aufgeschlagen, als sich von der Residenz her ein großer Menschenhaufen unter dumpfem Paukenschlagen auf uns zuwälzt. In der Mitte der K ö n i g selbst, ein Riese von fast genau 2 m Länge, unter einem hoch über ihn gehaltenen großen Sonnenschirm, auf dem Kopf ein seltsames, mit Perlenklunkern behängtes Diadem, um den Hals viele Kettchen mit Zaubermitteln, der Oberkörper nackt, um die Hüften ein feingegerbtes Antilopenfell mit zahllosen langen Fransen und um die Knöchel ein faustdickes Bündel von Hunderten feiner Flechtringe. Dutzende von ganz ähnlich gekleideten, 1,85 bis 2 m hohen Watussi, die alle wie auch der König mit langen Speeren bewaffnet sind, umgaben ihren Oberherrn, und weiter herum standen Hunderte von Watussi als neugierige Zuschauer. Das Ganze ein so unverfälscht afrikanisches Bild, wie man es in ganz Afrika wohl kaum wieder zu sehen bekommt.

J u h i M s i n g a , d. h. König Juhi, ist der letzte in der Reihe innerafrikanischer Potentaten großer Reiche. Sein Äußeres und sein Benehmen machen aber durchaus nicht den Eindruck eines großen Selbstherrschers. Trotz seiner enormen Körperlänge ist er doch eine viel weniger imposante Erscheinung als mehrere seiner Groß-Watualen. Seine Körperformen sind weich, fast weiblich, seine Taille unglaublich eng zusammengeschmürt, und auf den hierdurch sehr breit erscheinenden Schultern

sitzt ein ziemlich kleiner Kopf mit stark vorspringenden Oberzähnen und einem kleinen zurückliegenden Kinn. Die Augen treten glotzig hervor und schielen leicht auswärts. Er ist der häßlichste Mtussi, den ich in ganz Ruanda gesehen habe. In der Unterhaltung spricht er langsam und ziemlich leise, aber was er sagt, ist klug und oft witzig. Er spricht außer Kiruanda auch Kisuaheli und radebrecht sogar etwas Deutsch: „Danke schön“, „Leb wohl“, „Auf Wiedersehen“ u. s. w.

Sein erster Besuch bei uns war kurz. Am nächsten Morgen machten wir unseren Gegenbesuch, um ihm Geschenke zu überreichen. Er empfing uns auf dem Königshügel innerhalb seines von einem hohen, dichten Zaun umhegten Gehöftes, wo hinter einem großen freien Platz seine sehr stattliche Wohn- und Empfangshütte steht. Wieder war er von seinem Hofstaat umgeben, aber niemand trug diesmal das gestrige Festgewand, sondern alle die übliche lange Watussitoga aus Baumwollstoff, die über der Schulter geknotet wird, und den langen Speer. Wagte sich von dem Schwarm der umstehenden Neugierigen einer zu nahe heran, so schlugen die Palastbeamten mit ihren langen Stäben drein, daß es knackte. Der Msinga spielte den liebenswürdigen Wirt mit aller Höflichkeit; nur zu essen und zu trinken gab es nichts. Denn selbst bei solchen festlichen Gelegenheiten wird die Fiktion aufrecht erhalten, daß der Msinga niemals in seinem Leben etwas ißt oder trinkt, oder daß er schläft oder sonstige Bedürfnisse hat wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Während wir uns unterhielten, umhergingen und Photographien machten, hatte der König Befehl gegeben, daß seine junge Leibgarde zum Kriegstanz anrücken solle. Plötzlich kamen durch das geöffnete Hoftor 50—60 schlanke, geschmeidige Jünglinge in taktmäßigem Laufschrift hereinmarschirt und stellten sich dem König gegenüber in zwei langen Reihen auf; lauter Söhne von Groß-Watualen des Reiches, die am Hof in einer Art Kadettenkorps erzogen werden, und alle in höchst geschmackvollem Kriegsputz. Auf kurze Kommandorufe ihres jugendlichen Führers führten sie nun vor uns eine Folge von trefflich einstudierten Schritt- und Sprungtänzen aus, die an Beweglichkeit und kraftvoller Anmut der jungen Körper alles übertreffen, was ich je in Afrika und anderwärts von Männertänzen gesehen habe. Nachdem sie am Ende ihre Waffen huldigend vor dem König niedergelegt hatten und abgezogen waren, erschien ein zweiter Trupp, von noch jüngeren und noch phantastischer gekleideten Knaben, die ihre Sache ebensogut machten. Zu keinem der Tänze wurde Musik gemacht oder Pauken geschlagen, sondern es erschallten nur die kurzen Kommandos der Führer, das Stampfen der nackten Füße auf dem Boden, das metallische Rasseln der Speere und Fußschellen. Alles ganz militärisch; kein Wort des Beifalls wurde laut.

Freilich sind diese Kadettenkorps am Hofe die einzigen militärisch geschulten Korporationen im ganzen Reich. Sonst gibt es in Ruanda keinerlei militärische Organisation, keine Kriegerverbände, wie sie einst in Uhehe und Ungoni bestanden haben und der Schrecken der umliegenden Länder gewesen sind. Der Msinga in Ruanda will sie nicht, weil er fürchtet, daß sich solche geschulte Truppen einmal gegen ihn selbst wenden könnten. Er ist äußerst mißtrauisch gegen die Groß-Watualen seines Reiches, unter denen er eigentlich nur *primus inter pares* ist, und schließt sich hauptsächlich deshalb so eng an unseren kaiserlichen Residenten in Kirgali an, weil er von diesem Unterstützung erwartet, falls einmal der eine oder andere Groß-Mtuale sich gegen den König auflehnen würde.

Herr Dr. K a n d t hat großen Einfluß auf den König, sehr zum Verdruß vieler der Groß-Watualen, die mit Mißtrauen auf den wachsenden Umfang der von Dr. Kandt durchgesetzten Neuerungen blicken, denn diese bedeuten lauter Einschränkungen der alten despotischen Watussi-Herrschaft. Noch vor kurzem hat Kandt auch dadurch zivilisatorisch gewirkt, daß er den Msinga zur Abschaffung der im Ruanda-Reich üblich gewesenen grausamen Körper- und Todesstrafen bewogen hat, die ebenso häufig wie grundlos exekutiert wurden. Sie bestanden darin, daß dem Delinquenten die Hände abgehackt oder die Nase und Ohren abgeschnitten oder die Augen mit dem Daumen ausgedrückt wurden; oder aber, falls es sich um ein Vergehen gegen die Person des Königs oder die Staatsinteressen handelte, darin, daß dem zum Tode Verurteilten ein zugespitzter Pfahl vom After in den Leib getrieben wurde, bis der Unglückliche starb. Dem Toten wurde schließlich der Kopf abgeschnitten und monatelang vor den Hütten der Angehörigen auf hoher Stange zur allgemeinen Warnung aufgestellt.

Es ist mir nicht zweifelhaft, daß im Lauf der Zeiten die Herrschaft der verhältnismäßig sehr wenigen Watussi — ein Zehntel zu neun Zehntel der Gesamtbevölkerung — über das Land und seine Wahutu-Bevölkerung gebrochen werden muß und das jetzt zentralistisch beherrschte Reich in eine Mehrheit kleiner selbständiger Fürstentümer aufgelöst werden muß, wenn Deutschland es faktisch beherrschen will. Aber zu diesem Endziel gehören vor allem ganz andere Machtmittel, als wir sie jetzt dort besitzen, gehört die Angliederung an das Verkehrsnetz der übrigen Kolonie. Sobald die Zentralbahn den Tanganjika-See erreicht haben wird, werden die Verkehrsbeziehungen durch das Russissi-Tal zum Kiwu-See und damit zu West-Ruanda außerordentlich erleichtert werden. Jetzt liefert das große volkreiche Land unserem Handel eigentlich nur Rindshäute, Ziegenhäute und Wachs; und ganz Ruanda

zahlt noch keinen Pfennig Hüttensteuer oder Personensteuer. Wenn diese Steuern erst einmal eingeführt sein werden, was schon in baldiger Zeit möglich sein wird, wird auch unser Kolonialetat ein freundlicheres Gesicht bekommen. —

Das nächste Ziel unserer Reise war die Erforschung und kartographische Aufnahme der weißen Flecke auf der Karte im Südwesten der Missionsstation Issawi, also hauptsächlich des Muwissi-Gebirges und des höchsten Teiles der südwestlichen Randberge Ruandas, der Wasserscheide zum Zentralafrikanischen Graben. In 14 tägiger Arbeit ist uns dies im wesentlichen gelungen.

Vom Muwissi-Gebirge sagt die große Kolonialkarte 1:300 000 nichts weiter als: „Hohe, steile, kahle, unbewohnte Berge, vielfach nackter Fels“. Unsere viertägige Überschreitung hat uns gezeigt, daß diese Angaben unzutreffend sind. Das Bergland ist im Gegenteil recht gut bewohnt und namentlich im Westen völlig bedeckt von den Feldern der Eingeborenen. Nähere Mitteilungen über dieses Gebiet muß ich mir für eine spätere Gelegenheit versparen. Westlich von den Muwissi-Bergen überschritten wir in 2000 m Höhe den Oberlauf des Nilzuflusses Akañjara, der dort als ein frischer Bergstrom durch ein freundliches buschiges Tal dahineilt. Von seinen Seitenhügeln genossen wir endlich bei klarem Wetter eine prachtvolle Aussicht auf die vor uns ausgebreitete hohe südwestliche Randgebirgskette Ruandas und Nordwest-Urundis, dessen Grenze wir nun nahe waren. Wenn wir aber erwartet hatten, hier auf der Ostseite des Gebirges endlich den auf den Karten stehenden Urwald vor uns zu sehen, so sahen wir uns enttäuscht. In langem, ziemlich gleichmäßigem Kamm zieht das Gebirge von SSO nach NNW und ist auf der uns zugekehrten Ostseite tief von Bachtälern zerschnitten; aber weder in den Tälern noch auf den sie trennenden steilen Rücken steht noch Wald. Bis hinauf zur Kammhöhe ist alles abgeholzt, niedergebrannt, um Raum für die armseligen Erbsen- und Batatenfelder der Eingeborenen zu schaffen. Nur unter der breiten doppelgipfeligen Haupterhebung des Gebirgskammes, dem 2800 m hohen Gáharo, reicht der Wald noch in einigen längeren Zungen herab.

Am Rande dieses Waldes schlugen wir in etwa 2400 m Höhe das Lager auf, sammelten drei Tage lang, was wir erreichen konnten, wobei Herr Dr. Houy eine ganze Reihe neuer Tierformen entdeckte, und bestiegen die beiden Gáharo-Gipfel. Herr Oberleutnant Tiller machte von ihnen aus eine photogrammetrische Aufnahme des ganzen Gebirges, soweit es sichtbar war. Nach Westen dacht sich das Gebirge langsam in vielen Rücken und Kuppen ab, und dort ist alles bedeckt von einem zusammenhängenden unabsehbaren Urwald, in den von Osten her nur einige wenige

kleine Breschen für Erbsenfelder geschlagen resp. gebrannt worden sind. Es ist das großartigste Waldbild, das ich bisher in Afrika sah. Der Urwald ist bis an die Täler des Russissi-Grabens unbewohnt, kein Pfad führt von Osten hindurch, und selbst von streifenden Batua weiß man dort nichts. Die von uns gesammelten Pflanzen und Tiere zeigen eine interessante Mischung von ost- und westafrikanischen Formen, aber ein entschiedenes Vorherrschen der östlichen.

Bis zum Gipfel des Gáharo hinauf habe ich das Gebirge aus Quarzit, Tonschiefer, Glimmerschiefer in recht buntem Wechsel bestehend gefunden; in geringerem Maße auch aus Granit. In der Umgebung des Granits sind die Schiefer in der verschiedensten Weise verändert, wahrscheinlich durch Kontaktmetamorphose, was auf die Altersbeziehungen des Granits zu den anderen Gesteinen und auf die ganze Gebirgsbildung interessante Schlüsse zuläßt. Ich nehme an, daß die Granite nicht altes Urgestein sind, auf denen sich erst später die Tonschiefer abgelagert haben, sondern daß es relativ junge vulkanische Intrusionen sind, die wahrscheinlich aus der Tiefe tektonischer Brüche in die bereits vorhandenen, vielleicht schon dem Präkambrium angehörenden Tonschiefer und Quarzite eingedrungen sind und sie oft steil aufgerichtet und durch Hitze- und Druckwirkung petrographisch stark verändert haben. Die Bearbeitung meiner geologischen Sammlungen wird nähere Aufschlüsse über diese, auch die Entstehung des Großen Zentralafrikanischen Grabens berührende Fragen geben. —

Am 9. September traten wir, mit der Überschreitung des Mógere-Baches, aus Ruanda in das Reich Urundi über. Man merkt den Wechsel bald im veränderten Charakter der Landschaft und ihrer Bewohner. Das Land hat hier im Nordwesten des großen Urundi-Reiches bewegtere Oberflächenformen als der größte Teil von Ruanda. Die viel ausgedehnteren Bananenpflanzungen und die zahlreicheren Haine von Rinden-ficusbäumen lassen das Land farbiger und freundlicher erscheinen.

Unter der Bevölkerung sieht man viel weniger Watussi als in Ruanda. Urundi ist ja auch kein einheitlicher Watussi-Staat wie Ruanda, sondern ein Komplex mehrerer kleinerer Fürstentümer, die teils von Watussi-, teils von Bantu-Fürsten beherrscht werden. Die Watussi und die große Menge der Wahutu trägt noch Rindenstoffe, lange, gut geschmiedete Speere, Bogen und Pfeile, und ums Handgelenk dicke Holzscheiben zum Schutz des Armes gegen das Zurückschnellen der Bogensehne. An dem freieren Benehmen der Wahutu, an der geringeren Sorgfalt des Hüttenbaues und der Feldanlage und an vielem anderen merkt man das Fehlen einer starken regierenden Hand, mit der in Ruanda die Watussi alles in Ordnung halten.

Es war im Gebiet des Häuptlings Kilima, wo ich gleich in den ersten Tagen eine größere Anzahl von *Batua* sah. Einzelne Exemplare dieser merkwürdigen kleinwüchsigen Urbevölkerung des Zwischenseengebietes hatte ich schon am Kiwu-See (aus dem Bugoie-Wald und beim König Juhi Msinga zu sehen bekommen. Dort hausen sie zu meist in den Wäldern und liegen mit ihren eigentümlichen zusammengesetzten Bogen der Jagd ob. Es sind in Ruanda kleinwüchsige Menschen reiner Rasse von 1,30 bis 1,52 m Höhe, die sich durch dunklere Hautfarbe, breite eingedrückte Nasen und große Hände und Füße von den Wahutu wesentlich unterscheiden. Hier waren es Leute von durchschnittlich 1,60 m Länge, also nur wenig kleiner als viele Wahutu, von denen sie hier wohl viel Blut in ihren Adern haben, und von kräftiger Muskulatur. Sie wohnen in ganzen Dörfern beisammen, wo sie sich ihren Unterhalt durch die Herstellung von tönernen Gefäßen und Tabakspfeifen verdienen. Wie in Ruanda, so werden sie auch in Urundi als *Parias* betrachtet und nicht in die Stammesgemeinschaft der Wahutu oder Watussi zugelassen, aber von den anderen möglichst ausgenutzt. Die Zeit wird nicht fern sein, wo sie von diesen anderen aufgesogen oder ausgetilgt sein werden.

Infolge von Nachrichten, die mir der Herr Resident von Urundi, Hauptmann v. Langenn, über die Ausbreitung der Schlafkrankheit im Tanganjikaseegebiet zukommen ließ, nahm ich meinen Weg aus Nordwest-Urundi zum Tanganjika-See über das Russiga-Gebirge, zu dessen Hängen die Schlafkrankheitsseuche noch nicht vorgedrungen ist. Der Marsch über das Gebirge in die südliche Russissi-Niederung und zum Nordende des Tanganjika-Sees dauerte sieben Tage.

Diese hohe Bergkette mit ihren nördlichen und südlichen Nachbarbergen ist das von Oskar Baumann für die „*Mondberge*“ der Alten erklärte Gebirge, wo Baumann 1892 in der Quelle des Ruwuwu das seit Jahrtausenden gesuchte Caput Nili entdeckt zu haben glaubte. Ich habe mich an anderer Stelle über diese schöne Legende ausgesprochen. Es überkam mich aber dennoch eine gewisse historische Stimmung, als ich beim Aufstieg zur Wasserscheide des Russiga-Gebirges von oben her in das Tal der Ruwuwu-Quelle hinabschaute.

Das Russiga-Gebirge ist, wie die Randberge Ruandas, hauptsächlich aus Tonschiefer, Glimmerschiefer, Quarzit aufgebaut; nur an wenigen Stellen fand ich Granit und Gneis. Aber tiefer als die Ruanda-Berge ist das Russiga-Gebirge durch Täler und wasserreiche Schluchten zerschnitten. Auch von den ursprünglichen Gebirgswäldern ist hier mehr erhalten als auf der Wasserscheide der Ruanda-Randberge; aber auch im Russiga-Gebirge wird unaufhaltsam von den Eingeborenen mit Haumesser und Feuerbrand gegen das ihnen verhaßte Urwald-„Pori“ gewütet, und

wenn der unsinnigen Zerstörung nicht sehr bald durch die Regierung Einhalt geboten wird, werden in zwei Jahrzehnten auch die letzten Baumriesen verschwunden sein.

Auf der Westseite des Gebirges steigen wir steil zur Ebene der Russissi-Niederung ab, wo wir in ein gänzlich anderes, heißes Trockenklima, in ausgedorrte Euphorbien- und Hyphaenensteppe eintreten, die uns bis an den Tanganjika-See begleitete. Wir erreichten ihn am Nordende bei Kajaga und fuhren mit Einbäumen hinüber nach Usumbura, dem Sitz des kaiserlichen Residenten von Urundi, Herrn Hauptmann v. Langenn.

Der See ist auf dieser nördlichen Strecke, in der Nachbarschaft der flachen Russissi-Niederung, sehr seicht, 50 m vom Ufer erst $1\frac{1}{2}$ m tief. Die Einbäume der Eingeborenen, das einzige vorhandene Beförderungsmittel, werden 20—30 m weit am Ufer entlang mit Stangen gestaakt. Das ganze Ufer bis Usumbura und weiter ist total abgeholzt, weil alle schattigen Wasserstellen der Schlafkrankheitsfliege *Glossina palpalis* zum Aufenthalt dienen, und nur von Röhricht bestanden, das von Zeit zu Zeit abgebrannt wird. Am Strand unterhalb der Station lag eine arabische Dhau, deren eben aus Udjidji mitgebrachte Ladung, über tausend Lasten Salz der von Hauptmann Schloifer betriebenen Saline Gottorp am Mlagarassi, vor dem Zollschuppen aufgestapelt war. Es ist ein vortreffliches, von den Eingeborenen sehr begehrtes Produkt, das im Handel der Eingeborenen eine große Rolle spielt. Auch auf dem Markt von Usumbura ging es sehr lebhaft zu, aber im Übrigen sieht es in der ganzen Gegend schlimm aus.

Usumbura wie das ganze Tanganjikaseegebiet steht zur Zeit unter dem Zeichen der Schlafkrankheit. Alles Interesse, alle Maßnahmen der Verwaltung und des Verkehrs drehen sich hauptsächlich um die Bekämpfung dieser furchtbaren Seuche und ihrer Verbreiterin, der *Glossina palpalis*, die große Ähnlichkeit mit der Tsetsefliege hat. Hauptsächlich werden drei Kampfmittel angewandt: 1. Die Absperrung der von der Glossina am meisten heimgesuchten Gebiete, 2. die ärztliche Behandlung der in den Schlafkrankenlagern internierten Kranken und 3. die Abholzung der Örtlichkeiten, wo sich die Glossinen aufzuhalten pflegen. Am leichtesten durchführbar ist die medizinische Behandlung in den Lagern, und demgemäß ist hier auch der Erfolg am sichtbarsten. Im Anfangsstadium der Krankheit, wo sich noch keine psychischen Störungen eingestellt haben, heilt die Behandlung mit Atoxyl etwa 25% der Kranken. Im vorgeschrittenen Stadium hilft weder Atoxyl noch irgend ein anderes Mittel mehr. Die Kranken erleiden Trübungen des Bewußtseins — daher der harmlos klingende Name „Schlaf-

krankheit“ —, Lähmungen der Gliedmaßen und der Sprache, verfallen oft in kompletten Wahnsinn und Tobsucht, magern entsetzlich ab und sterben schließlich an Entkräftung. Ich habe das Lager der Schlafkranken bei Usumbura, das in einem durch feste Stacheldrahtzäune abgesperrten Hüttenviereck etwa 150 Kranke enthielt, wiederholt besucht. Es waren Kranke in jedem Stadium und in jedem Alter da, meist Jünglinge und Männer; viele nur erst mit Drüsenschwellungen und Fieber, viele aber auch schon mit Geschwüren behaftet. Dazwischen laufen Verrückte umher, teilweise an Händen und Füßen gefesselt, damit sie keine Gewalttaten begehen können, und ein paar alte Weiber kauerten blödsinnig geworden am Boden und warteten ihr Ende ab.

Viel schwieriger als die medizinische Behandlung der bereits Erkrankten ist natürlich die Absperrung der verseuchten Gegenden gegen allen Verkehr, und ganz unmöglich ist drittens die völlige Abholzung aller vom Verkehr berührten Landstriche, wo sich die Glossinen aufhalten. Es geschieht seitens der Residentur das Menschenmögliche, um die gefährdeten Gebiete in regelmäßigem Turnus von schattengebender Vegetation zu befreien, aber das Wachstum der tropischen Pflanzenwelt ist schließlich doch den menschlichen Eingriffen überlegen.

Wenn trotz all dieser enormen Schwierigkeiten die Seuche sichtlich im Abnehmen ist, so ist es zunächst dem energischen und umsichtigen Vorgehen unserer Behörden zu verdanken, leider aber auch dem Aussterben ganzer Landstriche zuzuschreiben. Sobald die Zentralbahn den Tanganjika erreicht haben wird, kann zweifellos der Kampf gegen die Schlafkrankheit mit ganz anderen Kräften geführt werden. Aber sollten auch auf unserer Seite die Anstrengungen und Aufwendungen um vieles vergrößert werden, so wird doch immer die Wahrscheinlichkeit erneuter Einschleppung der Seuche vorhanden sein, wenn nicht im Grenzgebiet der Kongo-Kolonie der Kampf gegen die Glossina viel energischer geführt wird als bisher. Was dort drüben in dieser Beziehung geschieht, ist nichts im Vergleich mit dem umfassenden methodischen Vorgehen auf unserer Seite.

Unter diesen Umständen sind Handel und Wandel im nördlichen Tanganjikasee-Gebiet gänzlich gelähmt. Da das große Hinterland Urundi bisher für den Handel nichts anderes produziert als Rindshäute und Wachs, beides aber nur im Wert von wenigen tausend Rupies pro Jahr, so ist der Handel fast ganz auf den Verkehr mit der Kongo-Kolonie angewiesen. Dieser Verkehr ist aber nicht bloß durch die Bekämpfung der Schlafkrankheit äußerst erschwert, sondern auch durch die Kongo-Regierung selbst, die trotz aller schönen amtlichen und außeramtlichen Versicherungen unserem Handel mit ihrem Gebiet die größten Schwierigkeiten macht.

Anfang 1910 schienen sich die Verhältnisse freundlicher gestalten zu wollen. Die belgische Kongo-Kolonie hatte fremden Händlern das Handel-treiben im Kongo-Gebiet und insbesondere den Aufkauf von Kautschuk und Elfenbein in den unserer Kolonie benachbarten Landstrichen gestattet. Infolgedessen begann sich ein lebhafter Handelsverkehr von Usumbura über das gegenüber auf dem westlichen Seeufer liegende belgische Uwira zu entwickeln. Unsere indischen und arabischen Kaufleute schickten von Usumbura ihre Agenten mit großen Warenmengen und Vorschüssen ins belgische Kongo-Gebiet, um hauptsächlich Kautschuk zu kaufen. Da erklärte plötzlich nach kurzer Zeit die Kongo-Regierung alle ihre östlichen, Kautschuk liefernden Landstriche für Monopolgebiete großer Konzessionsgesellschaften. Die fremden Händler, also hauptsächlich die aus Deutsch-Ostafrika, mußten schleunigst das Land verlassen, und — was das Schlimmste ist — alle ihre angekauften Vorräte von Kautschuk und Elfenbein wurden konfisziert, falls die Leute nicht nachweisen konnten, daß sie diese Produkte nicht in den jetzt gesperrten Gebieten gekauft hatten. Unsere Händler und Firmen haben dadurch sehr große Verluste gehabt, viele sind bankrott geworden oder fristen nur ein kümmerliches Dasein. Alle Reklamationen der Geschädigten um Rückgabe ihres widerrechtlich von den Kongo-Belgiern konfiszierten Eigentums ist bisher vergeblich gewesen. Die wenigen früher in Usumbura etabliert gewesenen Europäerfirmen haben ihre Geschäfte ganz geschlossen, und anstelle des von den Kongoleesen um ihrer Monopolwirtschaft willen vernichteten legalen Handels mit Deutsch-Ostafrika ist der *Schmuggel* getreten, der nun ganz den Indern überlassen ist, aber auch diesen nur wenig einbringt, denn die Zollgrenzen werden, seitdem die Kongo-Kolonie belgisch geworden ist, viel besser bewacht als früher.

Die Dinge liegen hier am Tanganjika-See also ganz ähnlich wie am Kiwu-See, auf dessen schwierige Wirtschaftslage ich vorhin kurz hingewiesen habe. Auch am Kiwu-See hat die Veränderung der politischen Verhältnisse im benachbarten belgischen Kongo-Gebiet auf Handel und Wandel noch keine bessernde Wirkung ausgeübt. Von einer Grenzöffnung für den Handel spürt man nichts. Nach wie vor werden dem deutschen wie dem anderen nichtbelgischen Handel die größten Schwierigkeiten bereitet und die aussichtsvollsten kautschukreichsten Distrikte dem Handel gesperrt. Ich habe einen Erlaß des Distriktchefs in Ngoma gelesen, worin den deutschen Händlern mitgeteilt wird, daß der Handel mit Elfenbein und Kautschuk im größten Teil des Waldgebietes zwischen dem Kongo und dem Zentralafrikanischen Graben und im Beni-Distrikt nördlich des Albert-Edward-Sees gesperrt und der Ausbeutung durch belgische Gesellschaften vorbehalten sei. Die Folge ist auch die Vermehrung des

Schmuggels. Unsere Zollgrenze ist für alle aus dem Kongo-Gebiet kommenden Landesprodukte frei, aber von dem, was hereinkommt — nur Elfenbein und Kautschuk — hat nur sehr wenig den belgischen Ausfuhrzoll bezahlt.

Erschwerend wirkt es auch auf unseren Verkehr mit den an unsern Kiwusee angrenzenden Teilen der belgischen Kongo-Kolonie, daß der Handel aus den uns benachbarten belgischen Gebieten immer mehr von den Engländern nach Uganda abgeleitet wird. Von der belgischen Nordecke des Kiwusees ist ein sehr gut gang- und reitbarer Weg zwischen dem Namlagira und Niragongo hindurch nach Rutschuru und weiter nach Fort Portal gebaut worden, wo er auf die nach Entebbe führende Automobilstraße trifft. Ich habe ein gutes Stück dieses Weges kennen gelernt. England hat sich ferner im neuen Grenzvertrag mit Belgien große merkantile Vorrechte im belgischen Kiwu-Gebiet ausbedungen, unter anderem den Kauf eines Küstenplatzes durch eine englische Gesellschaft und den Bau eines Pieres. Wir werden auf der Hut sein müssen, daß uns England nicht auch dort das Wasser abgräbt, wie es schon an so vielen anderen Stellen getan oder zu tun versucht hat. Am dringendsten nötig für unsere Interessen scheint mir ein seefestes Fahrzeug für den Kiwu-See. Die Belgier in Ngoma haben wenigstens ein solides Stahlboot, wir aber, sowohl das Gouvernement wie die Privaten, sind immer noch ausschließlich auf die Einbäume der Eingeborenen angewiesen, die bei jeder stärkeren Brise Schutz in der nächsten Bucht suchen müssen. Erst wenn die Verkehrsmittel besser werden, kann sich auch der Verkehr heben.

Dasselbe gilt auch für den Verkehr auf dem Tanganjika-See. Dort ist unser kleiner Dampfer, die „Hedwig von Wißmann“, so alt und gebrechlich, daß sie mehr zu Reparaturen im Slip liegt als auf dem Wasser. Auf dem Tanganjika werden sich aber die Schifffahrtsverhältnisse schnell bessern lassen, sobald unsere Zentralbahn die Seeküste erreicht haben wird. Schnell wird man dann einen neuen größeren Dampfer auf den See bringen können. Hoffentlich kommt es dann auch zu Vereinbarungen mit Belgien über eine gemeinsam auf dem Tanganjika zu betreibende Schifffahrtsgesellschaft, an welcher Belgien ebenso interessiert wäre wie wir, und zu festen Abmachungen über den schon mehrmals geplanten, aber immer wieder liegen gelassenen Bau einer Anschlußbahn vom See nach dem belgischen Kongo-Verkehrsnetz. Erst eine solche Anschlußbahn würde unserer Zentralbahn den großen Durchgangsverkehr nach und von Ost-Kongoland und dem minenreichen Katanga gewährleisten, für die dann unsere Zentralbahn die kürzeste, schnellste und billigste Verbindung mit Europa herstellen würde.

Unser Handel im Seengebiet und in unserm westlichen Grenzgebiet kann nur dann aufblühen, wenn Belgien endlich Ernst mit der Abschaffung der Leopoldinischen Monopolwirtschaft macht und, anstatt immer wieder neuen Konzessionsgesellschaften weite Gebiete zur alleinigen Ausbeutung zu überlassen, endlich in seiner Kolonie die volle Handelsfreiheit einrichtet, zu der es von Anbeginn durch die Kongo-Akte von 1885, Art. 5, verpflichtet gewesen ist. Ob Deutschland allein die Belgier hierzu zwingen kann, lasse ich gerade angesichts der gegenwärtigen politischen Weltlage dahingestellt sein. Eine gemeinsame Aktion der an der Freiheit des Handels interessierten Mächte, also namentlich auch Englands, würde aber das Ziel erreichen können. Dringend erwünscht erscheint auch mir daher eine neue internationale Kongo-Konferenz; sie würde auch sonst noch aus Ost- und West-Afrika genug Arbeit vorfinden, die im Interesse des Weltfriedens möglichst bald getan sein möchte.

Inzwischen heften sich im Tanganjika-Gebiet alle Hoffnungen auf eine Besserung der Dinge an die Fortführung der ostafrikanischen Zentralbahn bis an den Tanganjika-See; voraussichtlich wird sie ihn 1915 erreichen. Es ist kein Zweifel, daß dann der Kampf gegen die Schlafkrankheit mit viel stärkeren Kräften und mit viel größerer Aussicht auf Erfolg geführt werden kann als jetzt; aber andererseits ist dann auch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß die gefährlichen Fliegen *Glossina palpalis*, die bis jetzt noch nicht über das hohe östliche Randgebirge des Tanganjika-Grabens nach Osten vorgedrungen sind, durch die Bahnzüge ins Innere unserer Kolonie verschleppt werden und auch da die Schlafkrankheit verbreiten. Die Folgen für unser ganzes Schutzgebiet wären unabsehbar, um so furchtbarer, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß auch die kolossal verbreiteten Tsetsefliegen, *Glossina morsitans*, die Schlafkrankheit übertragen können. Hoffen wir, daß recht bald ein medizinisches Mittel gefunden wird, das der Seuche Einhalt gebietet.

Die große wirtschaftliche Wirkung wird aber die bis an den Tanganjika-See fortgesetzte Zentralbahn haben, daß sie nicht nur das Gebiet des Tanganjika und des angrenzenden Ost-Kongolandes in unseren Handels- und Verkehrsbereich einbezieht, sondern auch die dichtbevölkerten, durchweg gut bebauten Bergländer von West-Urundi und West-Ruanda vom Tanganjika- und Kiwu-See her für unsere Kolonialwirtschaft zugänglich macht. Dann wäre auch ein allmähliches Vorschieben deutscher Siedelungen in jene schönen, kühlen, ertragsfähigen Bergländer möglich, während es jetzt begreiflicherweise in ganz Urundi und Ruanda keine einzige Europäersiedelung, außer den Regierungs- und den Missionsstationen, gibt. —

Meine Absicht war gewesen, von Usumbura nach Südosten quer

durch Süd-Urundi und Süd-Uha nach T a b o r a zu marschieren. Das war aber nicht angängig, weil in jenen Gebieten Unruhen ausgebrochen waren, zu deren Beilegung die Schutztruppen-Kompagnien von Usumbura und Udjidji dorthin aufgebrochen waren. Deshalb entschied ich mich für eine das Unruhegebiet nördlich umgehende Route durch Mittel-Urundi, Nord-Uha, Usámbiro und Uschirombo, die zwar etwas schwieriger und länger ist — 34 Tage vom Tanganjika nach Tabora — aber durch geographisch sehr wenig bekannte Gebiete führt und viel Interessantes verspricht. Diese Erwartung hat sich denn auch erfüllt. Namentlich in dem bisher nur von drei oder vier wissenschaftlichen Reisenden, zuletzt auch von Herrn Emil Zimmermann, durchzogenen zentralen Urundi haben wir viel neues Beobachtungs- und Sammlungsmaterial gewonnen.

Von Usumbura überstiegen wir in drei Tagen das bis nahezu 3000 m hohe östliche Randgebirge des Tanganjika-Grabens. Der Westabfall zum Tanganjika ist steil, die Täler sind tief eingeschnitten und in Stufen gegliedert, während nach Osten hin das Gebirge langsam abfällt. Auf den Höhen der Ostseite steht noch viel Bambus, aber im Übrigen ist auch dieses Gebirge größtenteils grasbewachsen. Es ist ein prachtvolles Siedelgebiet für Europäer.

Die typische Urundi-Uha-Landschaft ist mild in den Formen, meist geradlinig oder leicht gewellt, die Täler zwar tief und steil unter das Plateauniveau eingeschnitten, aber weit und mit flachen Talböden, in denen die Flüsse ohne starkes Gefälle dahin „mäandern“. Oft sind die Talsohlen völlig ausgefüllt von Papyrusumpfen. Urundi ist durchweg Grasland, Hochweide. Der Graswuchs ist dort höher und wilder als in Ruanda, weil das Gras nicht so sorgsam in regelmäßigen Perioden abgebrannt wird wie in Ruanda. Die größeren Flüsse aber, wie der Ruwuwu, sind von dichtem Urwald begleitet, und in diesen Flußtälern leben außer einer reichen Vogelfauna auch Zebras, Buschböcke, Rhinozerose, und in den Gewässern zahlreiche Flußpferde und Krokodile. In den bergigen Grasländern hingegen gibt es fast gar kein Wild.

Durch ganz Zentral-Urundi und Uha nimmt die Bevölkerung von Westen nach Osten ab. Im ganzen sind diese Länder bei weitem nicht so dicht bevölkert wie Ruanda. Von der vagen amtlichen Schätzung von $1\frac{1}{2}$ —3 Millionen wird die erstere Zahl der Wirklichkeit viel näherkommen als die andere, größere. Ganz Urundi und Uha ist dem Zutritt weißer und farbiger Händler noch völlig verschlossen, weil man nach früheren Erfahrungen eine Beunruhigung der Bevölkerung durch Handeltreibende vermeiden will, solange man nur sehr geringe Machtmittel zur Befriedigung der Eingeborenen hat.

Ganz verschieden von den Hochplateauländern Urundi und Uha

sehen Land und Leute in dem östlich daran angrenzenden großen Gneis- und Granitgebiet von Ussumbwa und Unjamwesi aus, das wir zuletzt durchwanderten. Hier ist das ganze Land eine alte ausgeglichene Rumpfebene mit wenigen niedrigen Hügelrücken.

Monoton wie die flachen Terrainformen ist in dem großen Gneis- und Granitgebiet auch die Vegetationsdecke. Wenn man aus den Urundi-Bergen allmählich zu den Zuflüssen des Mujowosi hinabsteigt, geht das Grasland der Berge schnell in Busch- und Baumgrassteppe über, und schnell wird nach Osten der Baumwuchs dichter, sodaß man schon vor Erreichung des Mujowosi-Flusses in typischem sogenannten Miombo-Wald wandert. Er sieht etwa aus wie ein halbwüchsiger Wald von Eschen und Akazien in Europa. Es sind nur wenige Arten von fiederblättrigen Leguminosen, die den Wald hauptsächlich zusammensetzen. Die Bäume stehen ziemlich weit voneinander ab und haben so wenig Unterholz zwischen sich, daß man bequem durchsehen und durchgehen kann. Die nördlichsten Waldgebiete, die wir betraten, standen im Frühlingsschmuck frischer hellgrüner Belaubung, denn dort hatten gerade die Gewitterregen der kleinen Regenzeit begonnen, und es war ein Labsal, nach monatelangen Graslandmärschen wieder einmal im Waldesschatten zu wandern. Aber je weiter wir nach Süden kamen, desto trockener war das Land, desto dürrer die Bäume. Stunde für Stunde, Tag für Tag, Woche für Woche geht es durch den meist ebenen, blatt- und schattenlosen, brütend heißen Miombo-Wald, ohne einen weiten Ausblick in die Umgegend; nur selten ist er unterbrochen durch Hüttengruppen und abgeerntete Hirsefelder der Eingeborenen. Jeden Tag hatten wir unsere Not, für die Karawane genügend Trinkwasser aus den wenigen verschlammten und verjauchten Wasserlöchern zusammenzubringen., denn in der Trockenzeit fließt kein Fluß oder Bach mehr. Krankheiten gab es daher jetzt in der Karawane mehr als auf der ganzen übrigen Reise.

Und dazu kommt hier noch eine andere schlimme Plage. Das ganze große, von Busch- oder Miombo-Wald bewachsene Gebiet ist leider total von der Tsetse (*Glossina morsitans*), bekanntlich einer nahen Verwandten der Schlafkrankheitsfliege, verseucht. Sie ist eine greuliche Plage nicht bloß für die Tiere, sondern auch für den Menschen, auf dessen Haut jeder Stich dieser Fliegen dicke, schmerzhaftige Geschwulste erzeugt. Für Rinder, Pferde, Esel und Maultiere aber ist die Tsetse bekanntermaßen verderblich, wenn ihr Stich infiziert ist. Die Viehzucht ist deshalb in diesen Ländern minimal. Und da auch das Wild oft dem infizierten Tsetsestich erliegt, gibt es dort fast gar kein Wild mehr.

Fast allgemein wird behauptet, jene Ussumbwa-Länder seien stark bevölkert und gut bebaut. Das Gegenteil ist richtig. Ganz Uschirombo hat

kaum 7000 Einwohner; neun Zehntel des Landes sind Pori, Wildnis, und noch viel ausgedehnter ist die Wildnis der Miombo-Wälder, viel geringer die Menschenzahl in den südlicheren Landschaften Bussóngwe, Uléwe, Uschiétu u. s. w. Die Siedelungen mit ihren Sorghum- und Maniokfeldern — Bananen werden hier nicht mehr gepflanzt — sind nur kleine Oasen in dem alles beherrschenden trockenen Steppenwald.

Leider ist gerade in diesen volksarmen Ländern die „Sachsengängerei“ der männlichen arbeitsfähigen Bewohner sehr im Schwang. Im Halbjahr der Trockenzeit, von Mai bis Ende Oktober, gehen die meisten Männer und Jünglinge nach auswärts, um sich als Karawanenträger, als Arbeiter auf den Plantagen und beim Bahnbau zu verdingen. Erst kurz vor der Regenzeit kehren Ende Oktober wieder viele nach Haus zurück, um die Felder mit zu bestellen. Im Norden, in Usámbiro, fanden wir noch sehr hübsche Gehöfte. Aber als wir die südlichen Gebiete durchzogen, trafen wir in den ohnehin sehr dünn gesäten Siedelungen fast nur Greise, Weiber und Kinder an, so daß wir zum Ersatz für erkrankte Träger nur Weiber anwerben konnten. Die Folgen der Sachsengängerei für diese Länder sind betäubend. Erstens geraten die Gehöfte und Felder in arge Verwahrlosung; zweitens verwildern die Sitten der daheim bleibenden männerlosen Weiber ganz bedenklich und drittens bringen die Männer aus dem lockeren Leben in Tabora und an der Bahn Korruption, Syphilis und andere Krankheiten mit, die dem Bestand und der Zunahme der Bevölkerung höchst nachteilig sind.

Ganz ähnlich liegen leider die Verhältnisse auch in sehr vielen Teilen von Unjamwesi. Jetzt werden die Arbeiter für Plantagen und Bahn hauptsächlich durch private Arbeiteranwerber angeworben, die oft mit sehr bedenklichen Praktiken arbeiten. Das einzige Mittel, die Dinge in gesunde Bahnen zu lenken, den Plantagen die nötigen Arbeiter zuzuführen und doch die zentralen Länder vor Entvölkerung und Verfall zu bewahren, ist die Monopolisierung der Arbeiterbeschaffung durch den Staat, das Gouvernement, oder die Einrichtung von Anwerbezentralen unter staatlicher Kontrolle. Mir scheint dies eine der wichtigsten Fragen in unserer ganzen ostafrikanischen Kolonialpolitik zu sein.

Habe ich mit dem Hinweis auf die gegenwärtigen Bevölkerungsverhältnisse im zentralen Deutsch-Ostafrika, auf die Handelsschikanen der Kongo-Kolonie und auf die Schlafkrankheit am Tanganjika-See einige recht trübe Schattenseiten in der Entwicklung unserer Kolonie berühren müssen, so stehen diesen doch recht erfreuliche Lichtseiten gegenüber. Erfreulich ist der Aufschwung, den der Handel und die für unseren Handel geeigneten Eingeborenenkulturen in den meisten Teilen Deutsch-Ostafrikas nehmen; erfreulich ist die stetige Zunahme der Steuer-

kraft der Eingeborenen, die unseren Kolonialetat erleichtert; erfreulich die wachsende Ausdehnung der europäischen Plantagen infolge des weiteren Ausbaues der Eisenbahnen. Viel läßt noch zu wünschen übrig die dauernde Ansiedlung deutscher Farmer und Pflanzler in den hierfür gut geeigneten Bergländern. Sie ist hauptsächlich durch die Wirtschaftspolitik des bisherigen Gouverneurs zurückgehalten worden, und es ist dringend zu wünschen, daß der hoffentlich bald kommende neue Gouverneur die Europäer-Siedelung mehr fördert. In Summa haben wir allen Grund, nach dem bisherigen Gang der Dinge einen gesunden weiteren Fortschritt zu erwarten. Hauptsache bleibt: Festhalten an bereits Errungenem; planvolles Weiterarbeiten in der Richtung der gemachten Erfahrungen; sich nicht entmutigen lassen durch gelegentliche Fehlschläge, wie sie namentlich die wichtige Baumwollenkultur betroffen haben; viel stärkere Beteiligung des Großkapitals, das im benachbarten Britisch-Ostafrika erstaunliche Erfolge gezeitigt hat. Während das deutsche Großkapital sich noch sehr zurückhält, setzt sich englisches Kapital auch in unserem deutschen Schutzgebiet immer mehr fest. Abgesehen von 6 Einzelunternehmungen, gibt es jetzt 9 englische große Plantagen-Gesellschaften in Deutsch-Ostafrika, die über ein Gebiet von rund 40 000 Hektar verfügen und meist Kautschuk pflanzen.

Seitdem ich die großen volkreichen Hochländer Ruanda und Urundi kennen gelernt habe, glaube ich mehr denn je an die Zukunft unserer ostafrikanischen Kolonie.

Mit unserem Einzug in T a b o r a , der Kultur- und Handelszentrale des ostafrikanischen Innern, war am 21. Oktober meine Forschungsreise eigentlich zu Ende. Hier, wo jetzt für die herannahende Zentralbahn ein stattlicher Bahnhof gebaut wird, wo man in netten Hotels behaglich lebt, wo man europäische Damen in den neuesten Moden bewundern kann u. s. w., da gibt es geographisch nichts mehr zu entdecken. Von hier ab sind es andere Aufgaben, die dem Reisenden in der Beobachtung von Land und Volk erwachsen. Mehrfach hörte ich draußen teils die Hoffnung, teils die Befürchtung äußern, daß nach dem Ausbau der Zentralbahn bis Tabora der Sitz des Gouvernements und damit die eigentliche Hauptstadt Ost-Afrikas von Daressalam nach Tabora verlegt werden solle. Ich würde eine solche Verlegung für einen sehr unglücklichen Schritt halten. Wenn auch Daressalam ein nichts weniger als erquickendes Tropenklima hat, sind doch seine Gesundheitsverhältnisse keineswegs schlecht, jedenfalls besser als in den meisten Plätzen der ganzen Ostküste und als in vielen des Innern. Tabora liegt zwar 1200 m hoch auf dem zentralen Plateauland, hat aber ein durch seine großen Extreme sehr unangenehmes Klima, ist ein schlimmer Herd infektiöser Krankheiten, wie Malaria, Dysenterie, Rückfallfieber, und hat sehr schlechte Wasserverhältnisse. Seine triste

Umgebung ist der schroffste Gegensatz zu der schönen See- und Palmenlandschaft Daressalams: ein Moment, das in seiner seelischen Wirkung bei langem Aufenthalt sehr hoch eingeschätzt werden muß.

Daressalam wird vermöge seines vortrefflichen Hafens immer der Haupthandelsplatz unserer Kolonie bleiben, und wegen seiner Lage in der Mitte unserer Küste immer die Zentrale des Verkehrs von und nach den küstennahen Flach- und Bergländern, die aus meteorologischen und geologischen Gründen immer das Hauptgebiet unserer Plantagenkultur bleiben werden. Tabora hingegen wird aus denselben Gründen niemals Plantagen in seiner Nähe sehen und bietet trotz seiner zentralen Lage und obgleich es an der Mittellandbahn liegt, keine Vorteile für die Verwaltung der Kolonie, solange nicht von da aus nach allen Richtungen des Schutzgebietes Eisenbahnen ausstrahlen. Bis dahin wird aber noch manches Jahrzehnt verstreichen.

Nach nur kurzem Erholungsaufenthalt in Tabora wanderten wir durch den heißen, dünnen Miombo-Wald und Dornbusch von Ost-Unjamwesi nach der Gleisspitze der Zentralbahn, die wir in $3\frac{1}{2}$ Tagen erreichten. Der Bau ist so flott im Gange, daß der Schienenstrang wohl schon Anfang März d. J. in Tabora sein wird und im August der volle Betrieb eröffnet werden kann. Für den Weiterbau der Bahn nach dem Tanganjika-See war schon alles bestens vorbereitet.

An der Gleisspitze der Bahn entließ ich den größten Teil meiner Karawanenträger, die ein halbes Jahr lang unermüdlich und unverdrossen ihren schweren Beruf in meinem Dienst erfüllt hatten, und fuhr mit den übrigen 60 Mann und meinen beiden Reisegefährten per Bahn nach Mpapa, weil von dort aus die beiden Herren Tiller und Houy noch eine mehrwöchige Reise in das südliche, sehr wenig bekannte Ussagara-Gebirge antreten sollten, während mich andere Pflichten in die Heimat riefen. Die beiden Herren haben auch diese Reise vor kurzem erfolgreich beendet und sind zu meiner Freude gesund heimgekehrt. Ich aber fuhr mit der Bahn weiter nach Daressalam, wo mir von vielen alten und neuen Freunden eine außerordentlich liebenswürdige Aufnahme zuteil wurde, und schiffte mich acht Tage später nach Europa ein.

Wenn es mir beschieden gewesen ist, auf dieser meiner fünften Ostafrika-Expedition in der relativ kurzen Zeit von einem halben Jahr den Schleier, der noch über dem geographischen Antlitz großer Gebiete Ostafrikas liegt, an vielen Stellen zu lüften und über die Beschaffenheit des Landes ein umfangreiches Beobachtungs- und Sammlungsmaterial heimzubringen, so danke ich dies außer der Tüchtigkeit meiner beiden Herren Begleiter wesentlich auch dem Reichs-Kolonialamt, dem kaiserlichen